

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	4 (1914)
Heft:	18
Artikel:	Gespenstergeschichten aus Bern
Autor:	Correvon, Hedwig
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-636069

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

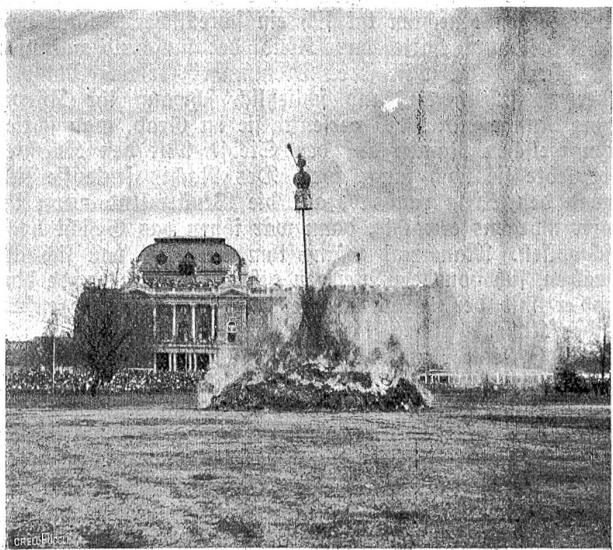
Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hochschulfestfeierlichkeiten geplant und eingerichtet worden nach den Vorschlägen von Prof. Dr. A. Meier. Der Zug sollte eine kulturgeschichtliche Darstellung werden mit besonderer Betonung der Wissenschaft. Dank der Anstrengungen der beteiligten Zünften und Gesellschaften und des herrlichen Festwetters wurde die Veranstaltung zu einem Schaubild, das Hunderttausende aus Nah und Fern drei volle Stunden lang in Atem hielt.

Die „Zürcher Wochenschronik“ schildert diesen Zug wie folgt: „Eine Musik, hoch zu Röss und in den Zürcher Farben, eröffnete den Zug und hinter ihr der rauhende Wald aller Zunftbanner, stolze Junker, trutzige Herolde, ein Mahnen an das kriegerische Mittelalter; dann friedlich und würdig die Träger der Wissenschaften, Vertreter aus jedem Kulturvolk: Alte Aegypter, Babylonier, Israeliten in der Wüste mit Moses. Die Griechen in einem viel bewunderten Panathenäenaufzug. Die römische, dann die arabische Kultur, das Mittelalter, von Karl dem Großen und seiner Zürcher Schule eingeleitet. Ferner die Bologneser als die ältesten Universitätsgründer; die Dichterwelt des Mittelalters; Renaissance und Reformation, literarisches und Studentenleben im 18. und 19. Jahrhundert, endlich die Gegenwart mit einem stilvollen Schlussbild: die Alma mater turicensis, umgeben von den Gestalten der sechs Fakultäten.“ Nicht zu vergessen: ein regelrechter Karzer ward mitgeführt, auch eine Erinnerung an verschwundene Zeiten; eine besonders fröhliche Note brachte in das Zugsbild der alte Zyniker Diogenes in seinem Fasse.

Dass der eigentliche und offizielle Schlusspunkt aller Schescheläuten-Umzüge das Verbrennen des „Bögg“, dieses



Seescheläuten 1914: Das Verbrennen des „Bögg“.

heidnische Rudiment des alten Frühlingsfestes, darstellt, das wissen alle unsere Leser. —

Gespenstergeschichten aus Bern.

Erzählt von Hedwig Correvon.

(Nachdruck verboten.)

Die Gespenstergeschichten, die ich hier erzählen will, sind sämtliche so getreu wie möglich erzählt; wer sie mir anvertraute, darf ich nicht verraten; die Leute sprechen nicht gerne davon, aus Furcht vor der Rache der Gespenster.

Einst war eine Kindsmörderin, die fand lange, lange nach ihrem Tode noch immer keine Ruh. Vor kurzer Zeit hat eine Frau sie gesehen. Als sie von ihrer Arbeit aufblickte, da gewahrte sie, wie schwarzverhüllte Gestalten an ihrem Fenster vorüberzogen. Die trugen auf ihren Schultern einen kleinen Sarg. Kein Leichenglöckchen, keine Totenklage. Gesenkten Angeichten schritten alle einem großen Nussbaum zu. Dicht an dessen Stamme gruben sie ein tiefes Loch. Der Vogelsang im Baum verstummte, kein Hauch bewegte die klare Luft. Vor die Sonne hatte sich eine kleine Wolke gehoben, und in leisem Flüstern bewegten sich die Blätter im Wipfel des Baumes. Behutsam senkten die Totengräber den kleinen Schrein in die tiefe Grube. Lautlos fiel Scholle um Scholle auf das schwarze Holz. Dann gingen die Gestalten von dannen, so wie sie gekommen. Und als die Frau Nachschau hielt, da wölbte sich im Rasen unterm Nussbaum ein kleiner, frischer Grabhügel.

Wenn die Stadt in tiefstem Schlummer liegt, der letzte Schritt des Nachtwandlers auf der Kornhausbrücke verhallt, dann ertönt zu gewissen Zeiten ein leises Wimmern. Dann weinen die kleinen Kinder um das Leben, das man ihnen so früh genommen. Die Wasser, die ihr kaum erwachtes Sein verschlängen, sind schon längst von der Nare fortgespült; über die Erde, die dem großen Weiber füllt, in dem sie lagen, sind schon Millionen Menschen geschritten. Aber als Wahrzeichen erhebt sich über dem unterirdischen Gang, in dem die Mönche und die Nonnen der beiden Klöster in heimlicher Zusammenkunft sich trafen, der Brunnen, den die Nachwelt den Kindfresser benannt.

Nicht weit davon suchen von Zeit zu Zeit weibverhüllte Frauen den Brunnen auf, in dem sie ihren neugeborenen Kindlein den Tod gegeben. Blasse Schatten entsteigen als dann der Erde. Sie streichen und wallen über den Boden

hin, verdichten sich zu durchscheinenden Gestalten. Aus den wogenden Nebelschleier hlicken gramverzerrte Frauengesichter; weiße Totenhände falten sich zu verzweifeltem Gebet. Leise murmelnd wälzen sich die Wogen die Nare hinunter. Eine aufgescheuchte Fledermaus streicht den müde aneinander gelehnten Häusern entlang. Gesenkten Hauptes, ein langer, müder Zug, wallen die Frauen über die Erde hin. Eintönig plätschern die Wasser im Brunnen. Das leise fladernde Licht übergiebt mit stumpfen Farben das alte Gestein, das morsche Gebäilt, bläst helles Licht, gräbt tiefe Schatten. Und in dem bewegten Wasser des Brunnentrages spiegeln sich für einen Augenblick die schmerzverzerrten Totengesichter der Frauen. Über der Brunnen gibt ihre Kinder nicht wieder heraus. Vom Rathaus her tönt ein heller Stundenschlag. Dumpf stößt die Fledermaus an einer Mauer an. Ein tiefer, lauter Seufzer. Der Zug der Frauen setzt sich wieder in Bewegung. Er geht vom Brunnen weg, streift dem Fuße der Häuser entlang. Noch einmal ein bewegtes Wallen und Wogen — und weg ist der Geisterspul, verschwunden in einer Türe, die unter die Kirche führt. Da aber, wo die Frauen hingeschritten, funkelt und bläst es auf; der Mond hat die Tränen, die sie geweint, in kostbare Edelsteine verwandelt.

In einem Hause, dessen Mauern die Nare benehlt, wohnte ein reicher Mann, der hatte seine Seele dem Teufel verschrieben. Noch heute fährt er in einer Caleche dem Nareufer entlang. Wenn er aber seinem Hause sich nähert, in dem Luxus, Übermut, Leichtsinn herrschen, da tut es einen fürchterlichen Knall. Verschwunden ist der Wagen mitsamt seinem Herrn. Die Mauern des Hauses hinan aber steigt ein atemraubender Schwefelgeruch.

Ein Müller hatte eine gar seltsame Magd. Sie sei eine Französin, sagten die Müllersknechte. Wo sie sich zeigte, da verbreitete sich frohe Laune. Und dennoch sah niemand sie gerne kommen. Und die Knechte verloren ob ihr den Kopf zur Arbeit; Tag und Nacht lag ihnen das verführerische Weib im Sinn. Da geschah einst, daß sie

das Gespräch der Knechte, die in der Dämmerung im Hof saßen, belauschte. Hinter ihr ging das Mahlwerk seinen unentwegten Gang. Plötzlich ein entsetzlicher Schrei. Den herbeigeeilten Knechten tat sich ein schrecklicher Anblick dar. Der Wellbaum hatte das Kleid der lauschend vornüber Geneigten erfaßt. Mit jeder Drehung riß er das Mädchen näher zu sich heran, und schließlich schwang ihr Körper in der Runde mit. Man versenkte sie im Grab, man schrieb ihren welschen Namen auf den Stein. Mit den Knechten aber lebte sie noch lange fort. Des Nachts setzte sie sich, ihnend den Atem raubend, auf die Brust. Und wenn ihr Opfer morgens erwachte, dann war ihnen das Gesicht hochgeschwollen. Manchmal gelang ihm, die Last von sich abzuwälzen, sich von dem Weib zu befreien. Dann wurde das, was er mit der Hand erfaßte, zur schwarzen, augenfunkelnden Raute.

Auch kleine Kinder kennen den Spuk. Als eine Frau ihr Kind im Wagen führte, trat ein altes Weib herzu und streichelte das Kind. Von dem Tage an tat es nichts wie schreien, und seines Gedeihens war nicht mehr. „Tag das Weib mit einem Besen fort“, riet ein Kapuziner, als er hievon erfuhr. Und als eine Mutter zu ihm kam, deren Kind die Alte ebenfalls unheilbringend geliebkost, da gab er ihr ein goldgewobenes Beutelchen, damit sie es dem Kind um den Hals hänge. Als sie es aber einst in einen verschloßnen Kasten legte, da war es am andern Morgen verschwunden. Selbigen Tages starb das Weib eines seltsamen, schnellen Todes.

In der Nähe Berns wohnte ein reicher, geiziger Bauer. Noch nie hatte der einem Wanderer, der die Stadt vor Nacht nicht mehr erreicht, seine Türe geöffnet, — und war die Nacht noch so schwarz, der Winter noch so hart. Einst kam ein altes Huzelmännchen mit einem großen Rüdenkorb. Den stellte es, ohne zu fragen, in den Hof, und entfernte sich. Und wie der Korb so stand, sehen die Mägde sich unter seinem weißen Tuch etwas rühren; und als sie Nachschau hielten, schlüpfte ein ganz kleines Männchen draus heraus. Das sprang flugs ins Haus hinein, auf den Ofen hinauf. Dort fing es entsetzlich an zu jammern und zu schreien, man möge ihm den Ofen heizen. Der Bauer warf nach ihm: da erscholl das Klagen nur noch lauter. Er nahm einen Stock, schlug nach dem kleinen Wicht: er traf nur die Luft. Von Stund ab mußte im Ofen ein großes Feuer brennen, zur Sommer- wie zur Winterszeit. Und ging es einmal aus, dann erscholl das Wehklagen auf dem Ofen wieder, und jagte den Bauern zu seinem eigenen Haus hinaus.

Eine Gesellschaft ging im Bremgartenwald, da überkam den Einen plötzlich ein heftiges Niesen. „Helf dir Gott“, rief ein Anderer ihm zu, dann noch einmal — und dann kam eine lange Pause. Da ertönte ein lauter Jammer, ein schmerzliches Geschrei. Aus dem Dickicht heraus trat ein kleines Männchen unter hellem Weinen. „Warum“, schluchzte es, „hast du mir denn nicht zum drittenmal Genesung gewünscht? Seit hundert Jahren irre ich im Walde umher. Du hättest mit deinem dritten Wunsch mir Ruhe gebracht. Jetzt muß ich noch weitere hundert Jahre herumwandern.“

Im Bremgartenwald stand einst Nägeli's Schloß, da wo heute einige moosbewachsene Steinblöde aus dem Waldboden herausragen. Zwischen ihnen gruben einst zwei Männer Baumwurzeln aus, da ertönte aus der Nähe Hörner- schall, Hundegekläff. Ein kalter Luftzug blies daher. Ein grauer Streifen schien zwischen den Baumstämmen durchzubrechen. Und plötzlich, hui! laufte es mit Rufen und Jagen an ihnen vorüber. Jetzt wurden sie sichtbar: weiße großköpfige Pferde, Totengerippe im Jägergewand. Schon längst war der Spuk verflogen, und noch immer standen die Männer da mit zitternden Gliedern.

Auch da, wo des Nägeli Geschäftshaus stand, ist es heute noch nicht geheuer. Da öffnet sich um die Weih-

nachtszeit herum dem Eingeweihten der Boden, und durch den Gang, der vor ihm erscheint, läuft ihm ein schwarzer Hund voran. Weder nach rechts noch nach links darf er seine Blide wenden. Nach langem Wandern tut sich ihm ein weiter Keller auf. Der birgt den Schatz, den Nägeli in ruchlosem Treiben sich eingeheimist. Drei junge Mädchen bewachen den geheimnisvollen Ort. Aus drei Fässern blinkt und flimmert es von Gold, Silber, Edelstein. Eine Hand darf er sich aus jedem Fasse füllen, dann muß er die Stätte der verborgenen Reichtümer wieder verlassen. Es geschah einmal, daß ein Verwegener mehr nahm als vorgeschrieben. Er hatte an das ruchlose Treiben Nägelis gedacht, daran, daß dieses Gold von rechtswegen ihnen, den Armen gehöre. Eine Strecke konnte er ungehindert durch den unterirdischen Gang gehen. Aber als er glaubte, daß er nahe dem Ausgang sei, da stürzten unsichtbare Geister auf ihn los und zerrissen ihn. Wilde Winde entfesselten sich von den Wänden, heulten durch den Gang und den Keller. Aus den Fässern züngelten lodernnde Flammen, die das Gold und das Edelstein zu glühenden Bächen schmolzen. Und die Steine über der Erde, die man von Nägelis Werkstatt belassen, auf daß nur gute Geister an diesem Orte regieren, erbebten und spalteten sich mit donnerähnlichem Getöse.

Auch zum Glasbrunnen pilgern solche, die in großer Not sind. In seinem Wasser sollen sich viele, viele Schäke befinden. Und wirklich sah ein Mann am Boden ein Blinken und Funken. Eilends ging er darauf zu, bückte sich mit vorgestreckten Händen. Eine Baumwurzel ließ über den Boden weg. Er stolperte, tat einen Fluch. Verschwunden war das Funken und Blinken. Kahle Erde lag um den Brunnen herum. Und seine Wasser plätscherten gleichmütig, ein tödig, so wie heute, so wie vor zweihundert Jahren, so als wäre nie etwas besonders geschehen.

Einmal jedoch kam ein armes Weibchen, das flagte laut seine Not. Da trippelte eine betagte Frau hinter dem Brunnen hervor und streute der Weinenden Bohnen auf den Weg. Die hob sie auf, und als sie zu Hause ankam, da waren sie pures Gold. Und auf dem Brunnentrog fand einst ein armer Knabe glitzende Fischschuppen. Von denen stellte er ein. Und auch sie verwandelten sich in seiner Tasche in Gold, das noch nach Monaten das Elend in seiner Hütte linderte.

Es geht die Mär, daß im Rathaus um die Mitternachtstunde sich Ratsherren mit gepuderten Perrücken versammeln. „Sprich nicht davon“, gebietet die Mutter ihrem Kind. Denn die Neugierde könnte erwachen und mit ihr das Unheil und Verderben. Es ist ja noch nicht so lange her, daß eine Frau sich hinter eine Säule versteckte, um die Herren zu sehen und ihr Treiben zu beobachten. In langen, feierlichem Zug schritten sie herein. Wer unter den grauen Haaren der Zopfprerrücke, über dem goldgestickten Samtwams lebten keine menschlichen Angesichter: da steckten fleisch- und blutlose Totengesichter. Und in den Schnallenschuhen schritten lautlos Totenfüße einher. Feierlich verteilen sie sich auf den Plätzen. Dann geht ein Gestaltieren und Parlamentieren an. Die Totenhände, die schmal und gelb aus der weißen Krause hervorschauen, fahren in heftigen Bewegungen durch die Luft; die hanfumwundenen Zöpfe verstärken das verneinende, missbilligende Schütteln des Kopfes. Von Zeit zu Zeit schlägt eine Faust heftig auf den Pultdeckel auf — und dennoch ist alles ruhig, alles still. Die Gasflammen werden von keinem Atemhauch bewegt. Aber bleiern brütet die schwere Luft. Jetzt holt die Standuhr zum Mitternachtsschlag aus, leise, silbern. Die Ratsherren erheben sich, stellen sich zu einem Zuge ein, schreiten der Türe zu. „So“, ruft da die Frau lachend aus, „jetzt habe ich Euch endlich einmal gesehen, Ihr Geheimnisträmer“. Da wendet sich der Letzte im Zuge um, geht auf sie zu, und „puh, puh“, bläst ihr dreimal ins Gesicht. Und von der Stunde an ist die Frau an einem Auge blind. Denn die Geister hassen den Spott des lachenden, blühenden Lebens,